

Walter Satterthwait

Ans Dunkel gewöhnt

Leseprobe

Wir machten es ihnen leicht. Wir saßen draußen in Ritas Patio, exponiert und ungeschützt.

Es war ein Sonntagmorgen Ende Mai. Der Winter war mild gewesen und der Frühling noch milder. Oben in den Bergen, zum Ski Basin hoch, zeigten die Espenfelder ein blasses Oliv vor dunkelgrünen Pinientupfern. Unten in der Stadt quollen die Gärten von Schwertlilien und Narzissen über, ergossen sich purpurne Explosionen von Spanischem Flieder und Glyzinien über die von der Sonne ausgedörrten Adobemauern. Um Ritas Haus, in den Hügeln über Santa Fe, war die Luft warm und mild und vom Duft der Piñons erfüllt.

Ich hatte Frühstücks-Burritos und Blaubeer-Muffins gebacken, ein paar Orangen ausgepresst. Nun standen die Teller und die Gläser und der Weidenkorb leer auf dem runden weißen Metalltisch.

Rita schlürfte ihren Kaffee. Sie ließ den Becher, den sie mit beiden Händen hielt, auf ihren Schoß sinken und lächelte mir zu. »Was sollen wir heute machen?«

»Warum sollten wir überhaupt etwas machen?« Ich lehnte wohligh entspannt in meinem Stuhl, in einer begriffsstutzigen, wohlwollenden Mattigkeit. Mein Magen war gesättigt und mein Leben ebenfalls. Es gab nichts, was irgendwo getan werden musste. Sie nickte. »Du bist ein faules Schwein«, sagte sie.

»Thang you«, sagte ich. »Thang you veramuch.«

»Und du markierst einen schrecklichen Elvis.«

»Thang you.«

»Wir könnten nach Jemez rauffahren«, sagte sie. »Über Bandelier.«

Ihr Haar war offen und fiel schwarz wie Rabenflügel auf ihre Schultern herab. Sie trug eine lavendelfarbene Seidenbluse, eine ausgebleichte Jeans und Sandalen mit dünnen braunen Lederriemen. Sie war wunderschön, wie üblich, aber daran gewöhnte ich mich beinahe.

Mit einer Willensanstrengung beugte ich mich vor und hakte einen Finger um den Griff meines Kaffeebechers. Glückhich seufzend lehnte ich mich wieder zurück. »Das könnten wir«, sagte ich. Ich trank einen Schluck Kaffee. »Oder wir könnten den ganzen Tag hier herumhängen. Uns kratzen. Gähnen. Vielleicht ab und zu rülpfen.« Sie lächelte. »Sei ruhig, mein Kind.«

...

Dann hörten wir den Hubschrauber, ein gedämpftes *tshak-a-tshak*, das hinter uns über den Berg kam. Wir sahen beide nach oben, und ein paar Sekunden später kam

das Luftfahrzeug in Sicht, eine Monsterheuschrecke, die lärmend über den Himmel knatterte. Sie flog niedrig, keine hundert Meter hoch. Sie bewegte sich über uns hinweg, und ein kühler Schatten glitt über die Steinplatten.

»Die State Police«, sagte Rita.

»Wahrscheinlich.« Es war eine Aerostatial Twinstar, und die State Police besaß eine.

»Ich frage mich, wonach sie suchen«, sagte Rita.

Wir hatten am vergangenen Abend oder heute morgen keine Nachrichten gehört.

Hätten wir das, hätten wir gewusst, wonach die State Police suchte.

»Verlorengegangene Touristen«, sagte ich. Dieses Jahr waren die Touristen früh gekommen, und dieses Jahr kamen sie in Massen.

Wir beobachteten, wie der mechanische Käfer durch die Bläue schrappte, sein dunkler Rückenschild wurde kleiner, sein rhythmisches Dröhnen verklang. Er legte sich in die Kurve und verschwand nach Süden.

Rita wandte sich mir zu. »Also? Was meinst du, Joshua? Bandelier?«

»Du fährst?«

»Ja.«

Ich zuckte die Achsel. »Warum nicht.«

Lächelnd schüttelte Rita den Kopf - ungeduldig vermutlich -, und dann ruckte ihr Kopf plötzlich nach links, ganz komisch, wie der Kopf einer Marionette, und ihr Mund öffnete sich weit, als ob sie schreien wollte. Für einen Moment, eine Millisekunde lang, dachte ich, dass sie schauspielerte, eine ungewöhnliche Slapstickszene mimte, und ich runzelte verwirrt die Stirn. Das Stirnrunzeln erstarrte, als ich das kleine, vollkommen runde Loch an der rechten Seite ihres Kopfes sah, und dann stürzte sie von ihrem Stuhl, und ihr Porzellanbecher wirbelte, schwarzen Kaffee verspritzend, durch die Luft. Sie hatte halb den Boden erreicht, und ich war aufgesprungen und streckte die Arme nach ihr aus, als ich die weitentfernte Detonation des Gewehrs hörte.

Das Sonnenlicht fiel hart und unerbittlich auf die staubige Erde und knallte gegen die Autos, die auf dem ungepflasterten Krankenhausparkplatz vor sich hindösteten.

Ich stand am Rand des Parkplatzes und starrte nach Osten, in Richtung der Berge.

Die Berge waren weniger als drei Meilen entfernt, doch sie wirkten wie unnahbare, fremde, feindliche Gebilde in der Landschaft eines fernen Planeten. Ich hatte meine Arme über der Brust gekreuzt, die Hände darunter zu Fäusten geballt. Ich machte tiefe, lange, mühsame Atemzüge. Die Luft um mich herum war dünner geworden, als ob der Sauerstoff aus ihr entwichen wäre.

Es waren nicht die Berge, die fremd waren. Es war das Wesen, das dastand und sie anstarrte und sich verzweifelt selbst festhielt, so als könnten jeden Augenblick Teile von ihm fortfliegen und durch den Äther gewirbelt werden.

Ich hatte Rita früher schon einmal fast verloren. Wir hatten beide überlebt. Seit der Zeit waren wir uns in einer Weise nahegekommen, die kompliziert und reizvoll, aber auch, wie ich plötzlich entdecken musste, unendlich zerbrechlich war. Ich wusste wirklich nicht, wie ich überleben sollte oder überhaupt konnte, wenn ich sie jetzt verlor.

Ich dachte an ihr blasses, eingefallenes Gesicht, als sie in den Operationsraum gefahren wurde . . .

Ich vernahm ein schwaches Geräusch hinter mir, das Schlurfen einer Schuhsohle auf dem verhärteten Untergrund, und ich drehte mich um.

Hector Ramirez, ein Freund, Sergeant beim Santa Fe Police Department, kam mit raschem Schritt zwischen den Autos auf mich zu. Er war Bodybuilder, massiv und stark, doch er bewegte sich immer so leichtfüßig wie eine Ballerina. Das schlurfende Geräusch war Absicht gewesen, um mir sein Kommen anzukündigen.

»Irgendwas?« fragte ich. »Irgendwelche Neuigkeiten?«

Er schüttelte den Kopf. »Sie ist immer noch im Operationsraum, sagten sie mir.«

Der Knoten seiner roten Seidenkrawatte war gelockert, die Ärmel seines gebrochen weißen Hemds waren über die dicken Unterarme hochgekremgelt.

Ich sah auf die Berge, machte einen weiteren mühsamen Atemzug.

»Wie geht's dir?« fragte er.

Ich drehte mich um. »Was für eine Frage ist das?«

Er runzelte die Stirn, strich mit der Hand leicht über seinen Banditenschnurrbart.

»Scheiße«, sagte ich. Ich sah weg, zu den Bergen. »Es tut mir leid, Hector.«

Er schwieg eine Sekunde oder zwei. Dann sagte er: »Sie tun, was sie können. Der Chirurg, Berger, ist der Beste im Staat. Einer der Besten im Land.«

»Das rate ich ihm.« Es war eine leere, dumme Drohung, und wir wussten es beide. Hector besaß die Barmherzigkeit, sie zu ignorieren.

Ich sagte: »Ich habe mit den Uniformierten gesprochen. Mit Diego und Monahan.«

»Hab ich gehört.«

»Es war Martinez, der auf sie geschossen hat.«

»Wahrscheinlich. Du hast Diego gesagt, dass du im Augenblick an nichts arbeitest.«

»An nichts.«

»Keine Drohungen? Keine Briefe? Telefonanrufe?«

»Nein.« Ich wandte mich ihm zu. »Warum hast du uns nicht wissen lassen, dass Martinez draußen ist?«

Er runzelte die Stirn. »Es passierte erst gestern Abend, Josh. Ich war nicht einmal in der Stadt. Ich habe es erst vor einer halben Stunde erfahren, als ich zurückkam. Ich bin hierhergekommen, so schnell ich konnte.«

Ich nickte. Ich starrte wieder auf die Berge.

»Erzähl mir, was passiert ist«, bat er.

Ich sah ihn nicht an. »Ich hab's denen bereits erzählt. Diego und Monahan.«

»Also erzähl's mir«, sagte er.

Ich erzählte es ihm. Und durchlebte alles noch einmal. Ritas Gesicht, als die Kugel sie traf, ihr Körper, der vom Stuhl geschleudert wurde und hart auf den Steinplatten aufschlug, hilflos und schlaff. Ich, neben ihr kniend, paralysiert vor Schock und Panik und Unglauben. Das leuchtend rote Blut, das in ihr Haar sickerte. Ihre offenen, aber leblosen Augen, geradeaus nach oben, ins Nichts, starrend.

Ich wollte sie in meine Arme reißen, sie halten, sie vor den Schrecken des Universums beschützen, vor allen. Ich wollte aufspringen und den Bastard, der auf sie geschossen

hatte, anbrüllen, ihn herausfordern, mich zu erschießen. Ich wollte sterben. Nichts von alledem würde ihr helfen.

Ich legte meine Finger an ihren Hals. Da war ein Puls, flatternd und sehr schwach. Meine Hand zitterte.

Der Schuss war von den Hügeln im Süden gekommen. Ich blickte dorthin. Die nächste geeignete Deckung war ungefähr zweihundert Meter entfernt, ein Piniendickicht, dunkelgrün unter dem Blau des Himmels.

Der Himmel sollte nicht mehr blau sein, hatte ich gedacht. Die Sonne sollte nicht mehr scheinen.

Auf meinen Knien war ich teilweise hinter der Balustrade verborgen, die um den Rand des Patios lief. Aber wenn er noch da war, hinter den Bäumen versteckt, konnte er mich wahrscheinlich sehen.

Ich hechtete durch die offenen Flügeltüren, landete mit der Schulter auf dem Teppich, stürzte durchs Wohnzimmer, riss das Telefon von dem kleinen Tisch am Sofaende.

Wählte neunelf. Gab der Telefonistin alles, was sie verlangte. Legte auf, rannte in den Patio zurück, warf einen Blick zu den Pinienbäumen hoch, kniete mich wieder neben sie.

Es hatte keinen zweiten Schuss gegeben.

Ich legte meine Finger wieder leicht auf ihren Hals. Der Puls war noch da. Ich ließ die Finger dort, beugte mich zu ihrem Ohr hinunter und begann in einem drängenden Flüstern zu sprechen. Ich sagte ihr, sie solle durchhalten. Ich sagte ihr, dass Hilfe unterwegs sei. Ich sagte ihr viele Dinge.

Ihr Puls behielt seinen schwachen, flatternden Schlag bei.

Ich flüsterte immer noch, als sie kamen, um den Schauplatz zu sichern, Diego und Monahan, Monahan trug ein Gewehr. Sie wollten mit mir reden, aber ich winkte sie fort, und ich flüsterte weiter in Ritas Ohr, während der Puls unter meinen Fingern flatterte. Diego und Monahan taten, was immer sie zu tun hatten, und nach einer Weile ließen sie die Sanitäter herein, drei an der Zahl, in weißen Mänteln, mit einer Rollbahre.

Ich ließ mich zur Seite schieben. Einer von ihnen sprach in einen Kopfhörer, während er ihre Lebenszeichen kontrollierte. In nur wenigen Minuten hatten sie sie transportbereit.

So betäubt vom Schock ich auch war, ich verspürte eine Übelkeit erregende Vertrautheit. Ich hatte das alles schon einmal durchgemacht, vor sechs Jahren - die Cops, die Sanitäter, der hastig in den Krankenwagen gebrachte Körper.

Draußen in der Auffahrt duckten sich drei oder vier Polizeiwagen, einige noch mit offenen Türen. Ein Funkgerät quäkte. Cops rannten in den Wald. Hinten zwischen den großen Pinien rief jemand.

Die Sanitäter wollten nicht, dass ich mitkam, aber ich kam trotzdem mit. Ich fuhr in der Ambulanz, hockte neben ihr, flüsterte ihr wieder ins Ohr. Der Sanitäter mit dem Kopfhörer überwachte sie immer noch, plapperte immer noch vor sich hin.

Der Arzt, Berger, nahm uns am Krankenhaus in Empfang. Er ließ mich bis zum Operationsraum mitkommen, dann sagte er, dass ich Rita verlassen müsse. Sie würden tun, was sie könnten, sagte er. Die Metalltür schwang hinter ihm zu.

Wieder in der Vorhalle gab ich jemandem alle notwendigen Versicherungsinformationen. Als ich fertig war, warteten Diego und Monahan auf mich. Sie stellten mir ihre Fragen. Es war Diego, der sagte, dass Ernie Martinez in der vergangenen Nacht aus dem Staatsgefängnis entkommen sei.

»Du warst sehr grob zu Diego«, sagte Hector.

»Yeah.« Ich starrte immer noch zu den grünen Bergen hinüber. »Ich weiß. Ich habe mich entschuldigt. Aber irgend jemand hätte uns informieren sollen.«

»Alle waren beschäftigt, Josh. Wir, die Staties. Und die Meinung heute Morgen war, dass Martinez bereits verschwunden sei. Dass er aus der Stadt entwischt sei.«

Ich sah ihn an. »Er hat schon einmal versucht, sie umzubringen. Er hat auf sie geschossen, Hector. Sie hat drei Jahre in einem Rollstuhl verbracht. Jemand hätte uns sagen müssen, dass er draußen war.«

Er runzelte die Stirn. Er strich sich über seinen Schnurrbart.

»Hättest du angerufen?« fragte ich ihn. »Wenn du hier gewesen wärst, hättest du uns Bescheid gesagt?«

Sein breites Gesicht spannte sich und wurde dunkler. »Du weißt, dass ich das getan hätte.«

»Warum hat dann nicht . . .«

»Sergeant!« Es war Diego, der auf uns zugerannt kam. »Sie ist jetzt aus dem Operationsraum draußen!«